

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 14

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizerische in Wort und Bild

Nr. 14
XVI. Jahrgang
1926

Bern
3. April
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Frühlingsregen.

Von Heinrich Sässer.

Wieder, horch! wie Harfenrauschen
Tönt es leis auf Wies' und Wegen!
Und dem sanften Frühlingsregen
Muß so tief die Seele lauschen.

Regen! Regen, o du Klingen!
Ja, ich ahne Osterdüfte.
Seierglanz durchstrahlt die Lüfte.
„Eia! werde!“ hör ich singen.

Will das Herz auch bitter weinen,
Klagend in Karfreitagstrauer,
Und durch Nacht und Codesschauer
Keiner Hoffnung Trost mehr scheinen.

Rausche, Regen! Ostersonne
Bringt Erlösung ja und Sühne,
Und aus junger Waldesgrüne
Jubelt Auferstehungswonne.

(Aus „Lebensträume“)

Lebensdrang.

Roman von Paul Tsig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

14

Natürlich ließ sich's keiner einfallen, die hohe, genüßfreudige Stimmung zu dämpfen, etwa mit dem Hinweis, wie die Festwut im Schweizerlande auszuarten drohe, wie bald jedes Dörfchen, jeder schlichte Turn-, Gesang- oder Schießverein dergleichen Veranstaltungen nachzuhahmen die „hohe“ Pflicht fühle, — wie es nachgerade den Anschein gewinne, als sollten diese vaterländischen Anlässe zu einem wüsten Raubbau und Nationalübel auswachsen.

Keiner fand sich bewogen, also zum Volke zu sprechen:
„Werte Freunde! Hier und anderswo sind heute große Scharen der Unsrigen zusammengekommen, um — wie der traditionelle Vorwand lautet — in der Pflege heimischen Gesanges, des Turn- oder Schützenportes, beim Klingklang der Gläser die Gefühle, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erneuern. Die Urheber dieser Feste sind Vereine. Ich wage die Behauptung, daß deren keiner vom Gedanken ans Vaterland geleitet wurde. Die Anregung bot zunächst wohl nur ein rein lokaler Ehrgeiz, die Nachbargemeinde Soundso, die vielleicht im Vorjahr Schuplatz eines ähnlichen Festes war, nach Möglichkeit zu überbieten. In diesem wenig edeln Wettkampf liegt die erste Ursache unseres häufigen, allzu häufigen Zusammenkommens in solchen Getränkspeichern — „Festhütten“ genannt. Die Zeitungen, die Regierung stehen im Dienst der Unternehmer. Es ist jedesmal viel von Patriotismus die Rede. Meine Freunde! Die Veranstaltung dieser Feste erinnert in bedauerlicher Weise an die Jahrmarkte, an die schwungvoll

verschwörerischen Anpreisungen der Schaubudenbesitzer. Viel Geschrei und wenig Wolle! Eure Herzen, aller schöneren Freuden wert, wurden künstlich hochgestimmt, irregeführt. Ihr wähnt an den Altar des Vaterlandes zu treten und verwechselt ihn mit einem hungrigen Vereinsstadel. — Denn auch darin haben die Zeiten sich geändert. Was einst als impulsiver Ausdruck einer echt patriotischen Gesinnung gelten durfte, ist durch die menschliche Nachäffungssucht, durch Ausbeutungsgelüste aller Art verwandelt worden in Geschäftsgeschäft, Streberum und Vereinsmeierei. Nicht für den Fünftteil unserer Feste ist ein wahres Herzensbedürfnis vorhanden. Und wenn unser bester Sänger, der weiland — am Tage des Vaterlandes — freudig in die Saiten griff, wenn er sehen könnte, wie endlich der Tempel zum Markte wurde — Freunde! ich fürchte, seine Stimme würde uns anders ertönen. Trinkt, was der Magen hält! Das ist die Lösung, der ganze Sinn des Festes. Die dröhrenden Kanonaden, die wehenden Wimpel, die pathetischen Reden und brausenden Tücher ändern nichts an der Hohlheit und Zwecklosigkeit, wenn es gleich sehr wirkungsvolle Stimulationsmittel sind! — Aber denke nur keiner, dies Gemahnen möchte eurer Lebensfreude Abbruch tun! Es sind noch bessere Feste zu feiern, edlere Aufgaben zu erfüllen, — so viel würdiger eines Volkes, das berufen schien, der Menschheit voranzuleuchten zu geistigen Ehren, zu reineren Sitten. Denn, wenn unsere Brüderschaft nur mehr beim Spundloch wohl gedeihen könnte, — worin sollte sie sich

dann bewähren? Aber unsere Vorfahren fanden sich in unvergänglichen Taten zusammen, und ob sie gleich den Becher nicht verschmähten: eure geistlose Geselligkeit müßten sie dennoch verachten und diesen Tanz ums „goldene Kalb“ der Vergangenheit. — Da draußen lockt und leuchtet ein blauer Tag, pocht der Herzschlag einer blühenden Natur. Weite, kühnende Wälder, farbenprächtige Fluren dehnen sich überall, zum Wandern und Ruhem einladend. Ihr aber sitzt in diesen kahlen Bretterverschlägen, zu Lausenden und Überausenden zusammengepfercht, erhißt von Wein und Worten. Noch einige Stunden weiter, — und viele von euch werden taumelnd, vielleicht um den Segen einer Wochenarbeit ärmer, nach Hause ziehen. Aber schon windt am anderen Ende der Stadt ein zweiter „Vaterlandstempel“. In wenigen Tagen werden auch dort die Priester des mächtigen Gözen die Kanzel besteigen und euch an die leicht erregbaren Herzen greifen mit klingenden Phrasen, die mit den Fahnen von einer Hütte zur andern getragen werden! Wo sind — muß man da fragen — die Männer, dieser Volksverführung und -verderbnis Halt zu gebieten?

Nein, eine solche Rede war nicht vorgesehen, ein Redner von diesem Geiste wäre mit Schimpf und Schande hinausgejagt — wo nicht gar gesteinigt worden. —

Gegen Abend des Haupttages hatte Martin Link mit seiner Mutter an einem der langen, mit Papier bezogenen Brettertische Platz genommen.

Er war am Vorabend, nach dem furchtbaren Kampf mit seinem Brotherrn, aus dessen Haus geradezu entflohen, weil er sich dort seines Lebens nicht mehr sicher fühlte — und nun den ganzen Tag mit einer siedenden Hölle im Herzen herumgelaufen. Endlich konnte er jedoch die Ungewissheit, in der er sich befand, nicht mehr ertragen; es ging ihm ähnlich wie einem Mordbrenner, der, von der Raserei seiner Neugier getrieben, nach der Brandstätte zurücksliecht, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie die Flammen verheerend zum Dach herauschlagen. In seiner Furcht vor Maag kam er auf den kindischen Gedanken, die ahnungslöse Mutter — sozusagen als Deckung — mitzunehmen. Die ging nun in ihrem almodischen Tuchkleid und schwarzen Krepphäubchen verschämt neben dem eleganten Sohne her, der im Flanellanzug, mit weißen Sportschuhen wahrlich ein überraschendes Gegenstück bot.

„Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre her, seit ich so eine Hütte betreten habe“, sagte Frau Link wie im Bedauern darüber, doch noch einmal in diesen Fehler verfallen zu sein. Es war, als glitten ihre Gedanken durch die dunkle Nacht schmerzlicher Erinnerungen. Ihre Blide irrten über die schwere Menge von Köpfen hinweg nach Anzeichen eines Unheils, denn just bei ihrem Eintritt intonierte die Festmusik eine patriotische Weise. Alles sang begeistert mit:

„Bei Sempach, der kleinen Sta—adt,
Manch Ritter wohl gespottet hat —“

Zwischen Johlen und Schreien wurde der Sang wiederholt, mit Fäusten Takt geschlagen; die Gläser und Flaschen fielen und klirrten. Auf dem Podium wurde von Turnern ein „lebendes Bild“ gestellt: der lanzendurchbohrte, sterbende Held Winkelried, von seinen Getreuen umgeben. Der farbenwechselnde Lichtstrom eines Scheinwerfers fiel von die-

ser Gruppe auf ein großes Alpenpanorama, das die Bühnenwand des Hintergrundes ausfüllte.

Doch auch wenn nicht gerade gesungen, musiziert oder Beifall gejubelt wurde, herrschte eine tumultuöse Fröhlichkeit, ununterbrochenes Gläserklirren, Geschrei und Gelächter. Intensive Gerüche und Dämpfe schlügen den Eintretenden entgegen von zerstampftem Gras, von verschüttetem Wein, Speisen und Zigarren, vermischt mit dem Duft des Tannenreisigs. —

Um wenigsten geeignet, das Bild des Hüttenlebens zu heben, waren entschieden die weißgeschürzten Kellnerinnen. Ein bedauerlicher Idealist, ein Fremder, der vielleicht erwartet hatte, bei diesem festlichen Anlaß von hübschen Töchtern des Landes in heimischer Tracht bewillkommen zu werden, mußte peinlich enttäuscht sein beim Anblick der meist alten, abgetakelten Frauenzimmer, die es mit ihrem Neuheren nicht wohl vereinbaren konnten, den Wünschen der Gäste ganz gerecht zu werden.

In der Tat galt es im ganzen Land als einer ehrenbaren Bürgerstochter unwürdig, in solcher Weise zum Gelingen des Tages beizutragen. Ein Kranz von Mädchen guter Familien war zwar weißgekleidet, mit bunten Atlas-schleifen an zwei Tischen bei der Bühne vereinigt: allein dies waren die Ehrenjungfrauen, und diese hatten nur die eine Aufgabe, als Statistinnen ihre mehr oder minder liebliche Erscheinung magnetisch wirken zu lassen.

„Dass du Freude hast an dem lauten Gelag, Martin!“ wagte die ängstliche Mutter einzuwenden, als sich dieser nach einem Platz in der Nähe der Büffets umsah.

„Ah, glaub' doch das nicht!“ erwiderte er unbedacht, „mir sind diese Aufläufe zuwider, entsetzlich!“

Dennoch lief er wie auf Leben und Tod davon, um zwei eben frei gewordene Plätze in Beschlag zu nehmen.

Die Mutter merkte wohl, daß ihr Sohn von einer großen Unruhe getrieben war und konnte sich nicht vorstellen, worauf er ausging und womit sie, die er zu diesem sündhaftesten Gang überredet hatte, ihm zu Gefallen sein könnte in der tosenden Menschenwildnis.

Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie es Martin, seit er erwachsen war, sonst immer vermieden hatte, mit ihr unter die Leute zu gehen, als schämte er sich ihres kümmerlichen, ärmlichen Aussehens. Das schien nun heute gar nicht der Fall zu sein; gleichwohl konnte sie darüber nicht recht froh werden. Wie schön er war, wie gewandt und stolz! Ein Weltkind in jedem Zug! — fühlte sie wehmüdig, aber ohne ihm gram zu sein, denn trotz ihrer bänglichen Gottesfurcht hing sie mehr an ihm als je zuvor, und für ein gutes Wort von seinem Munde oder einen teilnehmenden Blick seiner sonst so scheuen Augen war sie zu allem bereit, was er von ihr verlangte.

Während sie sich setzten, sagte Martin ganz unvermittelt, mit verdächtiger Hast und Plötzlichkeit: „Du mußt wissen, der Festwirt ist Maag, mein Prinzipal. Wir sind jetzt nicht gerade gut aufeinander zu sprechen.“

Frau Link erschrak. Ihr erster Gedanke war: Er ist entlassen. Das tat ihr nun doch sehr leid, obgleich nach ihres Freundes, des Predigers, Meinung dem Sohne nichts Besseres zustoßen konnte als die Trennung von seinem berüchtigten Patron und dessen wenig rühmlicher Tätigkeit. Aber sie wagte nicht danach zu fragen.

Martin saß so, daß er alles übersehen konnte, was am Eingang zur Küche und namentlich am Champagnerbüfett vor sich ging. Eine irrsinnige Aufregung bemächtigte sich seiner, als er sah, wie sich ein ganzer Trupp junger Leute vor dem mit Weinlaub geshmüdeten, von blühenden Oleander umstellten Pavillon postiert hatte.

Hin und wieder erblickte er einen Teil des Winzerkostüms, und einmal durch eine flüchtige Lücke trat deutlich Emmis Kopf hervor mit roten Rosen im Haar. Sie lachte dem Nächststehenden, der einen Fähnrichshut mit blau wälder Riesenfeder und imponierende Stulpen trug, vergnügt ins Gesicht.

Als die reizende Szene wieder verdeckt wurde, waren Martins Züge so auffallend entstellt, daß Frau Link, die ihn nicht aus den Augen ließ, eine Hand über den Tisch streckend, entsezt ausrief: „Um Gott — Martin, was hast du denn? Was fehlt dir?“

Er sah die Mutter mit großen, abwesenden Augen an und hörte nicht, was sie sagte, empfand nichts von ihrer Not. Erst nach einer Minute flog's wie ein eisiger Schauer über seine Gestalt.

„Beruhige dich, es ist nichts“, sagte er heiser und überlegte dabei: „Wenn ich jetzt, im ersten günstigen Augenblick, den Mut fände, lachend vor die Prinzessin Maag hinzutreten und ein Glas Sekt zu fordern, dann wäre ich auch der Begegnung mit dem Alten gewachsen.“

Unter einem nichtigen Vorwand erhob er sich, die Mutter sich selbst und den quälenden Zweifeln überlassend. Aber vor dem Pavillon schwenkte er ab. Noch ging es nicht, wie er merkte. Den Strohhut hintenüberschiebend, schritt er durch den breiten Mittelgang der Hütte. Eine Weile sah und hörte er nichts mehr von Aufzendingen. Nur wie aus weiter Ferne her tönte ihm Musik, Gesang und der wirre Chorus in den Ohren. Seine Lippen bewegten sich im Selbstgespräch.

„Nur nicht auf halbem Wege umkehren. Nur das nicht. Nicht mit dem Sperling vorlieb nehmen, wenn man die Taube haben kann. Meine Hoffnungen müssen Wahrheit werden. Unmittelbar muß man zur Freiheit kommen, nicht erst Schritt für Schritt und mit abgestumpften Sinnen.“

Aufatmend blieb Martin stehen. Einige Schritte weiter bemerkte er die Brüder Moses und Sigmund Picard, die Häupter der jüdischen Spekulantenliga. Sowie die beiden seiner ansichtig wurden, ging eine hastige Bewegung durch ihre verlebten, verkniffenen Mienen. Blicke flogen, leise Worte fielen. Martin grüßte leicht und wollte an ihnen vorbei.

Da stellte sich Moses in den Weg.

„Herr Link, was e Saaga mecht' — lennta m'r net a baar Werdle im Verdraua minander reda?“

„Gewiß, wenn's nicht zu lange dauert!“ Martin zog prahlерisch seine goldene Uhr, das Symbol seiner Begehrlichkeit.

„Se dersfa bloß e klei's Momentle bei ins Platz nehma, Herr Link!“

Sigmund begrüßte ihn lachend, mit Händedruck wie einen lieben Kumpen: „Blitz nomal, Se wera de Mädle meschugge macha wella; des Zeig habe Se, waiß Gott, drzua.“

„Die zwei haben es hoch in den Absichten!“ dachte Martin. Kraft der Wandlungsfähigkeit, die menschlichem

Fühlen eigen ist, erfaßte ihn augenblicklich eine üppige Streitsucht.

„Was dersfa m'r Ehne fer 'n Wei offriera, Herr Link? Kann 'r a wengle moussiera, he?“ fiel Moses dem spaßhaften Bruder ungeduldig in die Rede.

Martin dankte ablehnend und sah ihn gespannt an.

„Also, Se wissa do, Herr Link, was m'r Schwierigkeiten antreffa, beziglich, wenn m'r hie Geschäfte macha wella. De Juda missa nu mol de schlechte Kooga sei! No — und do wella m'r ebens 'n Mann angaschiera, 'n Bordermann quasi, sozuscha, — versteh Se mich wohl! Der tät de Geschäfte fihre mit de Baura un Bauleit. Einer, der de Verhältnisse hie kennt, dem neemerts was nachreda ka, versteh Se?“

„Kurz un guud, 'n Ehrenmann von Ruf!“ warf Sigmund wichtig dazwischen.

Martin nickteverständnisinnig. Er war bereits überzeugt, daß der „Ehrenmann“ mit seiner Person nicht zusammenfalle. Aber nun hätte er wirklich gerne gewußt, was die beiden eigentlich im Sinne trugen. Das Vergnügen, die Menschen zu durchschauen, war ihm noch neu.

„Na, an mich werden Sie wohl kaum gedacht haben, — so jung, wie ich noch bin!“ sagte Martin mit ungläubigem Lächeln.

„A bah!“ machte Sigmund achselzuckend, scheinbar tief beleidigt.

Der andere zeigte sich in diesem Moment mehr sanguinisch veranlagt. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es schallte.

„Was hat denn in Dreiteifelsname das Alder mit d'r Tüchtigkeit ze dua, mecht e wissa? Freile, grad an Se han m'r gedenkt. Isch wohr oder net?“ wandte er sich an Sigmund, als hätte das brüderliche Zeugnis jeden Zweifel heben müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Christus spricht:

Liebe lehrend und lebend ging ich
Über die Erde, durch die leidende,
Qual und Schmerzen duldende Menschheit.
Klar wie sonnig erwärmtes Gelände
Lieg vor der Sehenden Auge mein Dasein.
Frieden und Trost den Armen und Kranken,
Mut den Stärkern sucht ich zu bringen.
Geist ist Liebe und Licht; Göttliches
Sicht nur, wer dem Geiste sich weiht.
Wenn du in bebender Brust spürst
Heilige Glut, verbirg sie nimmer.
Heb auf den Leuchter das Licht und troze
Höhlen und Zürnen. Wenn du redest,
Rede aus dem lebendigen Geiste,
Nicht wie die Schriftgelehrten, die mich
Hassen und doch mit den Lippen mich preisen.
Nimmer sei Richter, sondern trachte du
Nur zu beseligen rings die Bedrückten.
Freilich wirst du Verfolgung erleiden,
Ist doch den meisten verhaft, was leuchtend
In die Finsternis sieht und empfängliche
Jugend entflammt und begeistert wider
Töricht und träge gebliebenes Alter.
Bleibest du aber in Not und Trübsal
Treu dem Licht, so werden die Besten
Lange liebend deiner gedenken,
Und mit dem Leben versöhnt, gehst du als
Sieger vertrauend dem Tode entgegen.

Bon U. W. Bürcher aus „Wegspuren“.